

Aus dem Briefwechsel:

Georg Löbsack — Josef Ponten

Kleines Denkmal einer großen Freundschaft

Das einzigartige menschliche Dokument „Die Vorbemerkung des Überlebenden, Josef Ponten“ wurde wenige Tage vor dem Tode des Dichters von ihm geschrieben. Sie mutet im einzelnen wie ein Vermächtnis an und steigert sich zur tragischen Ironie, wenn Ponten sich vor dein Leser entschuldigt, daß ihm vielleicht durch die Veröffentlichung seiner Briefe „zu viel Ehre, nämlich nur die einem Toten zu erweisende, geschieht“.

Mit tiefer Dankbarkeit und Ehrfurcht schauen wir in die geistige Werkstatt unserer verstorbenen Dichter Georg Löbsack und Josef Ponten.

Die Schriftleitung.

Vorbemerkung des Überlebenden,
Josef Ponten:

Der 6. Juni 1930, an dem der mir unbekanntes Wolgadeutsche Georg Löbsack sich entschloß, mir einen Brief zu schreiben, war für mich als Kündler vom wolgadeutschen Schicksal ein Schicksalstag, dessen Bedeutung nur hinter jenem Augusttag 1925 zurücktrat, als mich „Schreiber“ zwei deutsche Kolonisten aus der Kolonie M. in der Nacht des Unterdoms des großen Dampfers „Krasnoarmist“ auf der Wolga anredeten und mich aufforderten, den „Deutschländern“ in Deutschland von den „Wolgadeutschen“ im Wolgaland „schreibend“ zu erzählen. (Ich habe die kleine Szene im August/Septemberheft 1939 dieser Zeitschrift geschildert.) Ich folgte. Und fünf Jahre später schrieb Georg Löbsack mir seinen ersten Brief.

Wir wissen, Löbsack war schwer, unheilbar krank. Ich darf heute und hier erzählen, was wohl niemand außer mir weiß: Er hatte damals den Kampf mit Leben und Krankheit aufgegeben und sich verzagt in irgendein Heim der Mark zurückgezogen, um dort dem Tode entgegenzuwarten. Mehr noch als über sein persönliches Schicksal scheint er verzweifelt gewesen zu sein über das wolgadeutsche Verhängnis, dem nicht einmal, bei all dem erlittenen Leid, der Trost dichterisch verklärten Lebens im Bewußtsein der Menschen beschieden sei. Damit erwies sich der „Schriftsteller“ Löbsack, einstmals ein Schriftleiter am deutschen Volksblatt in Saratow und damals Mitarbeiter einer Zeitungskorrespondenz, als ein echter „Schreiber“. Nun aber — so sagte er feierlich — nachdem der Versuch, das wolgadeutsche Schicksal zu gestalten, unternommen und begonnen worden sei, lohne es sich, den Kampf wieder aufzunehmen, den Fortgang des Versuches zu verfolgen und abzuwarten, wieviel davon mizuerleben ihm noch beschieden sei. Und er sei aus der Einsamkeit der Mark in das Getriebe Berlins zurückgekehrt.

Man kann sich denken, daß sie für mich groß war, die Stunde dieses Erlebnisses in einem engen Zimmerchen an dem grauen Hinterhof eines Hauses der Potsdamer Straße — damals im Herbst vor fast zehn Jahren . . .

Nun spreche der kleine Auszug des Briefwechsels (meine Helferin Marga Heyne hat die Briefe ausgewählt, nachdem Frau Born, Georg Löbsacks Schwester, großzügig mir die meinen, an ihn gerichteten, zurückgegeben hat; es lagen keine Durchschriften vor). Der Briefwechsel ist ein kleiner Berg, ich habe ihn nicht wieder durchgraben können, aber ich glaube, daß Marga Heyne gut ausgewählt hat, indem sie sich auf allgemein Verständliches und auf Briefe vorwiegend aus der ersten Zeit der kurzen Freundschaft beschränkte. Die Zeitschrift konnte ja auch nur beschränkten Raum bieten, aber Herrn von Kügelgen ist dafür zu danken, daß er den Gedanken, dieses kleine Denkmal Georg Löbsack zu errichten, sofort und warm aufnahm.

Ich hätte allein Löbsacks Briefe veröffentlichen können. Jedoch hätte das Verfahren unerträglich viele Anmerkungen und Erklärungen nötig gemacht, und es ist überhaupt mißlich, wohl einen Schützen, nicht aber auch das Ziel zu zeigen. Wenn mir nun nach möglicher Meinung kritischer Betrachter dadurch zuviel Ehre, nämlich die nur einem Toten zu erweisende, geschieht, so mindere ich sie mir selbst und sage feierlich aus: Zwar ist mein „Schreiber“-unternehmen, wolgadeutsches und überhaupt aushäusiges Volksschicksal in Rußland und der Welt in einen, dichterischen Zusammenhang zu gestalten, ohne Georg Löbsacks Mitwirken im Jahre 1925 geplant und begonnen worden, aber so wie er da ist, hätte der Versuch, ohne das Zutun G. Löbsacks nicht geraten können. Insbesondere gilt das von den, Bande „Im Wolgaland“. Da ich ja kein Wolgadeutscher, sondern der Herkunft nach nichts anderes als ein Maasdeutscher bin, der eines Tages an die Wolga geriet, so hatte ich es in meinem ersten Versuche des Jahres 1930, „Wolga Wolga“ möglichst vermieden, die Handlung an der Wolga spielen zu lassen. Ich verzagte ganz einfach vor der Möglichkeit, nach einem Aufenthalt von im ganzen vierzehn Tagen an und auf der Wolga und von vier Tagen in zwei deutschen Kolonien und nur auf der Bergseite, den so schwach erlebten Raum zur Romanbühne machen zu können. Die Handlung von „Wolga Wolga“ spielt denn auch nur auf siebzig Seiten im Wolgalande und Wolgaraume und flüchtet sich im übrigen in den geschichtlichen und gar Heimatdeutschen Raum. Da war es Georg Löbsack, der, nachdem er auf diesen offenkundigen Mangel des ersten Versuches hingewiesen, mich ermunterte, die Ausgangshandlung des neuzeitlichen Teiles ganz an die Wolga zu verlegen. — („Sie, Ponten, können es, haben Sie nur Mut!“ — „Wenn Sie, Löbsack, helfen mit dinglichem Stoff von Raum und Landerleben . . .“) — und kurz und gut, „Im Wolgaland“ entstand als eigentliche Frucht unserer Freundschaft, und die Handlung des Buches spielte aus 600 Buchseiten im Wolgaraume und verließ ihn überhaupt nicht.

Die Hilfe Löbsacks, so bereitwillig und herzlich sie geleistet wurde, war aber doch für mich ein Mühsal enthaltendes Geschenk. Löbsack war ein „abgezogen“ von der Dinglichkeit denkender (abstrakter) Geist, er sprach immer vom „Volksdeutschen“ und „Weltdeutschen“, ohne kaum einmal die Schalen dieser Worte aufgeknackt hinzulegen und ihre Kerne vorzuzeigen. Zahllose Briefe von mir sind an ihn gesandt worden mit der Bitte, deutlicher und dinglicher, („konkreter“) zu sprechen, ja ich machte es ihm schließlich an Beispielen vor, wie er mir dienen müsse, wenn er mir dienen wolle. Ich schickte ihm auch meine damals in Berlin

wohnende Gehilfin, die ihm bestimmte Fragen nach Dinglichkeiten des Steppenlebens, die ich nicht kennen konnte, stellen sollte — alles war unbeschreiblich mühselig, nie haben wohl zwei voneinander mehr verschieden angelegte Gehirne, das eine der blassen Gedanklichkeit, das andere, das nur anschauend denken kann, miteinander vom selben gedacht. All solche Naturandersheit hat aber niemals den Spiegel unserer Freundschaft auch nur überhauchend getrübt, soviel kritische und auch belehrende Auseinandersetzung nötig war. Löbsack hatte eben nur den einen Gedanken, nachdem nun einmal ein Westdeutscher sein, Löbsacks, ostdeutsches Schicksal dichterisch ergriffen hatte, ihn nicht zu vergrämen, ihn vielmehr „bei der Stange zu halten“, und er fürchtete immer, er möchte ermüden, verzagen, und besonders, er möchte, wenn auch nur auf kurze Zeit, sich von einem anderen dichterischen Thema vom Wege ablocken lassen. Vielleicht sind auf Rechnung dieser Furcht manche Lobsprüche für den andern zu setzen, die man also sozusagen nur erzieherisch werten wolle.

Hier ist der Ort, zwei Sätze über Löbsack selbst zu schreiben. Er war ein edler Mensch. Er fühlte zart, er schätzte das Große groß und das Kleine klein ein, er liebte das Leben mit der kleinen Liebe, die es nur verdient, und fürchtete den Tod nicht, an den er sich offenbar, da er ihn ja täglich, nicht einen Schritt wie wir andern, sondern als unheilbar Kranker zehn Schritte näherkommen sah. Das Leben erlaubte ihm nicht, zu sein, was seine Natur ihm zu sein gestattet hätte: ein Genießer, ja, ein Freigeibiger und Verschwender. Trotzdem war es unmöglich, ihm nennenswerte Geschenke zu machen, und sehr schwer, ihm einen Gegenwert für Arbeit und Zeitaufwand zu geben. Ich habe Listen gebrauchen müssen.

Wie mein Band „Im Wolgaland“ nicht ohne sein Zutun, so wäre sein Buch „Einsam kämpft das Wolgaland“ nicht ohne das meine in der Welt. Im letzten unten abgedruckten Briese kann man lesen, daß ich besonders die Kenntnis von Erlebnissen der Jahre 1917 bis 1921 vermisse und ihn um Mitteilung seiner Erinnerungen aus der Zeit bitte. Daraus entstand sein Buch. Nicht ohne weiteres. Es hat sehr vieler Briefe, einiger Fahrten von München nach Berlin und Unterredungen in Lichterfelde bedurft, ehe er bestimmt war. Er sprach nicht gern von sich. Die Bedingtheit seines Talentes, in allgemeinen Gedankengängen ab- und auszuschweifen, über gewisse Vorgänge zu denken, statt diese selbst zu denken, sich vorzustellen und sie „schreiberisch“ festzulegen, ist schon erwähnt worden. Der letzte Wall, den er vor meinem andrängenden Wunsche aufbaute, war der Hinweis darauf, neben seiner beruflichen Arbeit die einen oder einige Monate erfordernde Arbeit für mich auch rein wirtschaftlich nicht leisten zu können. Das Hindernis konnte beseitigt werden. Im Jahre 1935 erhielt ich seine Aufzeichnungen, sie waren überschrieben: „Ein Zar gebot — die Wolga rief“. Ich rüstete zu neuer Erkundungsreise auf den Weltwegen meiner Wolgadeutschen. Ich schrieb Löbsack, ich habe nichts dagegen, wenn er seine Arbeit veröffentliche, ja, ich rate ihm dazu, namentlich auch, sie wirtschaftlich ordentlich auszunutzen. Was ich aus ihr brauchen werde, sei ja nur gewisser Stoff, mein Zweck aber sei ein dichterischer, und vom Stoff zur Dichtung sei ein weiter Weg. Es ist das letzte Wichtige gewesen, das ich ihm schrieb.

Als ich 1936 in Chile war, fand ich in der Buchhandlung ein Buch „Einsam kämpft das Wolgaland“. Es war das erweiterte Schriftwerk „Ein Zar gebot —,“.

Als ich im Herbst 1936 in Brasilien war, fiel mir eine alte deutsche Zeitung in die Hand, und ich las darin, daß der Wolgadeutsche Schriftsteller Georg S. Löbsack in Berlin verstorben sei. . .

Ein bedeutender Mann war dahingegangen.

So endete eine sechsjährige schöne, unvergeßliche, gesegnete Freundschaft. . .

*

So wie um den runden Sockel des Denkmals Katharinas in Odessa, der Mutter der deutschen Einwanderung in Rußland, die Gestalten von Männern stehen, die im Zusammenhang des Wirkens der Kaiserin sich verdient machten, so möchte ich an dieser Stelle die Namen einiger wolga- und rußlanddeutscher Männer nennen dürfen, denen ich auch verpflichtet bin, und dankbar sein macht Freude. Ich nenne Pfarrer Schwab aus Wiesenmüller an der Wolga, jetzt in Crock in Thüringen, Pfarrer Dr. Cramer, jetzt in Erlangen, Pfarrer Riffel, jetzt in Estanzia Lucas Gonzalez in Argentinien, sowie meinen Freund Peter Wiebe aus Cherson, jetzt in Berlin. Gastfreunde an der Wolga und am Schwarzen Meer, in Kalifornien, in Nord- sowie in Entre Rios in Südamerika wären gebührend zu nennen.

Und wie auf dem Bronzewerk etwa eines Peter Bischer in Nürnberg auf dem unteren Sockelsims ein Äffchen turnt, so soll hier auch angemerkt werden, daß es Leute gibt — jedoch nach meiner Erfahrung nicht unter den Wolga-, Schwarzmeer- und Sibiriendeutschen, sondern unter ehemaligen deutschen Kriegsgefangenen — die einem die Mitteilung ihrer Erfahrungen und Schicksale gegen Geld anbieten! Man würde sie kaufen, jawohl, denn an wahrhaft großem Stoff fehlt es immer, und um dichterische Verklärung zu erfahren, ist eben das Beste grade gut genug — aber merkwürdigerweise fand ich grade in solchen Angeboten nichts von Wert. Meine rußlanddeutschen Brüder aber, die fast alle arm geworden sind, boten das Roherz ihrer Erinnerungen dem Goldschmied ohne etwas dafür zu fordern, an, und er kann ihnen verraten, daß das Goldschmieden, wenn ehrlich betrieben, auch kein einträgliches Tun ist, und daß er darüber etwas arm geworden ist — wie sie.

Josef Ponten 1940.

* * *

Deutsch Wusterhausen, Kreis Teltow, 6.6.1930.

Sehr geehrter und hochgeschätzter Herr Ponten.

Erlauben Sie mir, bitte, Ihnen den beigefügten Durchschlag meiner Besprechung Ihres erquickenden Romans „Wolga Wolga“ für einen befreundeten deutschen Zeitungsdienst mit einem aus ganzem Herzen kommenden wolgadeutschen Dank zur freundlichen Kenntnisnahme zu überreichen. Aber verwehren Sie mir auch nicht eine ergebene Fürbitte für unsern Christian Heinsberg, die ich an Sie als den ersten großen Dichter richte, der sich gütigerweise mit unserm so vermaledeiten kleinen und doch

wiederum so herrlich reichen steppendeutschen Volksschicksal so sinnschöpferisch abgibt.

Diesem Christian Heinsberg, dem jüngeren nämlich, bin ich unter meinen Wolgaer Landsleuten zehn schwere Jahre lang immer wieder begegnet, tagaus tagein, im Weltkrieg als grüner wolgadeutscher Journalist und Zarensoldat, in den Jahren der russischen Umwälzung und Bürgerkriege als unfreiwilliger Schul- oder gar Theaterdirektor, in der Hungersnot als zermürbter und heilsuchender deutscher Heimwanderer, in Deutschland seit 1922 als Tröster, Helfer und wolga-reichsdeutscher Journalist im Exil, der, um Deutschlands und Rußlands Wiederaufrichtung aus den Ruinen willen, schmerzliche Kompromisse für das Wohlergehen seiner Steppenheimat eingegangen ist, und heute, wie schon seit Jahren, immer noch nach der wetterfesten Sinngebung unseres völkischen wolgadeutschen Schicksals sucht. Stets war ich in der Mitte dieser Christian Heinsberge in ihrer vielfältigsten Gestalt, vom Dorfburschen bis zum Gelehrten, aber immer fehlte uns allein das Eine: die trotz großen Schmerzes, eben durch diesen Schmerz der Vereinsamung von der Steppenlandschaft her, verklärte Liebe zur Steppenheimat.

Und nun, wo Sie Ihren so typischen Wolgadeutschen Heinsberg auf den Spuren seiner Vorfahren in die Welt hinaussenden, bange ich um sein Wiederheimfinden zur Wolga, wo doch allein unsere völkische Aufgabe der Mitarbeit an einem deutsch-russischen Friedensbund, ob auch noch so schwer tragbarer Gestalt, verankert sein kann und darf.

Wird Christian Heinsberg uns nicht auch, wie schon so viele andere, von der Wolga ganz und gar ausrucken, vielleicht in die Pampas von Südamerika, vielleicht in die Fabriken und Prärien der Vereinigten Staaten, wo insgesamt ohnehin schon mehr Wolgadeutsche leben als an der Wolga? Gewiß, er geht durch das Tor der Bücher in Deutschland „auf die geisterhafte Ebene der Geschichte, wo Volklose wandern nach allen Zeigungen der Windrose in blaue Fernen, um einen Platz für ein bißchen erträgliches Leben und ein anständiges Sterben zu finden“. Aber wird Christian Heinsberg nicht grade auf dieser Ebene von der, ach! nur zu großen deutschen — Unruhe mitgetragen, von der Wolga ganz fortgetragen werden?

Verstehen Sie mich, hochgeschätzter Herr Ponten, bitte nicht falsch! Aber dieser Brief ist, wie soll ich Ihnen das nur ganz glaubhaft machen? — nichts anderes, als eine, aus eigenem langjährigen und zermürbenden Erleben unserer völkischen Vereinsamung in härtester Prüfungszeit kommende Fürbitte, bei dem ersten, berufensten dichterisch-genialischen Bezwingen und Meisterer unserer heimwehkranken Steppenpsyche, eine Fürbitte für uns Heinsberge alle, für unser aller Heimkehr in den hohen Volksdeutschen Sinn unseres kleinen, aber doch schon so schweren Schicksals. Lehren Sie uns als Dichter es liebend und verzeihend zu begreifen und zu überwinden. Es ist jetzt ja unsere schwerste Stunde. Wenn es not tut, will ich Ihnen auch gern Einzelnes berichten, was wir Heinsberge mit Heinsberg im Weltkrieg, mit Revolution und Hungersnot erlebt, was wir darüber sinniert haben, wie, und wie nur wir das Heimweh und Fernweh nach Deutschland aus eigener Kraft überwinden könnten, — lassen Sie nur Heinsberg nicht — verlorengelassen.

Verzeihen Sie gütigst mein bewegtes Ansinnen und die Inanspruchnahme Ihrer Aufmerksamkeit, aber Sie haben mit Ihrem Roman die Weheste Stelle unserer Herzen berührt.

In ehrfürchtiger Dankbarkeit,
mit ergebener Hochachtung
Georg Löbsack.

München, 12.6.1930.

Sehr geehrter Herr.

Während sonst die Briefe Wochen oder Monate hier ruhen und dann — nicht immer beantwortet werden, antworte ich auf Ihr liebes Schreiben sofort! Um Sie von Ihrer Sorge zu erlösen! Denn Sie haben recht: Heinsberg kann zunächst nur an die Wolga zurückgehen. Es freut mich, durch Ihr Gefühl das meine bestätigt zu sehen: denn die Rückkehr Heinsbergs an die Wolga ist längst geschrieben!

Sie scheinen mir nach Ihrem Briefe der Rechte zu sein, mit dem ich das ganze gewaltige Problem durchreden und damit selbst durchdenken könnte. Weil Sie unbeeinflusst jetzt schon das richtige gedacht haben. Ich war neulich in Berlin. Ich komme in der zweiten Oktoberwoche wieder hin, dann werde ich dort Vorlesungen aus dem Roman halten.

Ihr Josef Ponten.

Deutsch Wusterhausen, Kreis Teltow, 16.6.1930.

Sehr geehrter und hochgeschätzter Herr Ponten.

Ihre schnelle Antwort hat mir, zumal sie mir auch Ihr Bild brachte, eine seltene freudige Überraschung bereitet.

Beiliegend erlaube ich mir den Durchschlag einer zweiten Besprechung Ihres Romans zu Ihrer gütigen Durchsicht mitzusenden. In Ihrem Falle ist mir die Verbreitung des Romans völkische und persönliche Ehrenpflicht . . . Ich bitte Sie, in diesem Brief nichts anderes als den aufrichtigen Wunsch zu erkennen, das mir für meinen Teil zugefallene Rohmaterial zu Ihrer Saga zur kritischen Prüfung auf seine Verwendbarkeit vielleicht auch für Ihr weiteres (nicht Wolgaer) Saga-Schaffen mit geziemender Ehrfurcht und Dankbarkeit zuzutragen . . . Sie müssen mir auf's Ehrenwort glauben, daß es mir einzig und allein um die Vollkommenheit Ihres Werkes für das Weltdeutschtum geht, um das weltdeutsche Schicksal, seine Vergeistigung, daß ich nur der Übermittler meiner Erfahrungen bin, weil mir andere Wolgaer Erfahrungen heute leider unzugänglich sind . . .

München, 28.1.1931.

Mein lieber Herr Löbsack.

Nun ist es entschieden! Dienstag früh komme ich zu einer Akademiesitzung nach Berlin. Ich möchte dann sehr viel mit Ihnen in meiner freien Zeit über Rußland und die mich bewegenden und für mich in Ihrer Darstellung offen gebliebenen Fragen

sprechen. Und wir würden über die Wolga ein Gespräch haben, breit wie die Wolga. Ich muß noch viel mehr Konkretes wissen: von der zugefrorenen Wolga, von der auftauenden, von den Winterwegen auf dem Flusse, vom Sommer in der Steppe, vom Winter in der Steppe — denn ich muß ja auch den Steppenmythos ergreifen. Ich habe die Aufzeichnungen eines deutschen Kriegsgefangenen, der 1915—18 in jenen Steppen beim Dammbau (für Wasserfang) war — dahin will ich den Unglücksgelehrten vom Anfang als Kriegsgefangenen im Weltkrieg führen, und er, der Heinsberg schon in Deutschland traf, soll ihn dort wiedertreffen. Aber die Aufzeichnungen des Kriegsgefangenen sind ebensowenig reich an rein konkreten Dingen wie die Ihren. Bausteine brauche ich, Steine, das Gebäude mache ich selbst. Ich freue mich aufs Wiedersehn.

Deutsch Wusterhausen, Kreis Teltow, 21.4.1931.

. . . Immer wieder bohre ich nach der Möglichkeit zur Herausgabe einer Zeitschrift „Der Weltdeutsche“, die das Reich von draußen sehen und darstellen soll, unabhängig von allen bisher bekannten reichsdeutschen und weltdeutschen Vereinigungen, eine amerikanische ausgenommen. Wenn das mal gelingt, dann brähe wahrscheinlich eine neue Zeit an, (ich will aber nicht etwa Redakteur werden, wie Sie vielleicht meinen, im Gegenteil, ich will damit nichts zu tun haben, sondern mich nur freuen und vor Freude auch mal einen Aufsatz schreiben).

Und wenn Ihr Roman recht bald erscheint, bekommen die maßgebenden Männer, wo sie auch sein mögen, richtigen Mut zu einer solchen Zeitschrift, ideell und finanziell. Ihnen, als einem Dichter, wird man Nachfolgen. Ihr Buch war und ist eine geschichtliche Notwendigkeit.

Asien als Hintergrund, sagen Sie? Herrlich. Und Amerika als Flanke, und Deutschland als Flanke, und das Weltdeutschtum (nicht mehr das Wolgadeutschtum) in der Mitte, Hand in Hand mit einem Reichsdeutschen, mit dem Reichsdeutchem, beide zwei R-Einheiten, wie die Abstraktion des Ideals (Löbsack, Du fieberst wohl?)

Amen für diesmal.

Wann kommen Sie wieder?

Oase Gabes an der Syrte in Südtunesien, 16.3.31

Mein lieber Herr Löbsack.

Endlich sind wir im südlichen Tunesien zu einer vorläufigen Ruhe gekommen. . . Am 4.3. kamen wir hier nach Afrika hinunter. Die ersten Tage gingen noch hin in sehr lästigen Zollformalitäten, denn die Franzosen sind, wie alle Demokraten, schreckliche Pedanten. Nach einigen Tagen kamen wir hier nach Süden in Sand und Sonne und eine große Oase mit Palmen. Meinem Werke dient hier der Aufenthalt auch unmittelbar, nicht nur durch Arbeitseinsamkeit. Denn große Steppen sind hier in Tunesien, und ob nun Beduinen darauf Herden weiden oder Kirgisen, es kommt aufs gleiche hinaus. Auch die Schotts (Salzseen) haben in Asien ihr Gegenstück. Von den Oasen selbst und dem Sande ganz zu schweigen. Denn mehr und mehr tritt mir Notwendigkeit und Reiz entgegen, das ganze gewaltige Asien als ein Rundpanorama

um das deutsche Völkchen an der Wolga zu legen. Und nun schrieb ich gestern den ersten Teil des ersten Kapitels von „Rhein und Wolga“. Demnächst geht es Ihnen zu. Und eben las ich Ihre Reise in die Wetterau — in dem Augenblick, wie Christian Heinsberg auf dem Rhein in den Rheingau fährt. Bald mehr.

Oase Gabes (Südtunis), 21.3.31.

Lieber Herr Löbsack.

Ich lese immer wieder mit Eifer, was Sie mir über unsere Wolga schicken. Die nach und nach einlaufenden Aufzeichnungen halten meinen Geist dauernd in jenem Bereiche und helfen mir Goethes Forderung an den Dichter erfüllen: ganz von einer Sache erfüllt zu sein.

6.6.31.

Lieber Herr Löbsack.

Ich bin dankbar für jede Art Zusendung. Manchmal hat etwas mittelbare Folgen, die der Erreger sich nicht vorstellen konnte. Durch das fortwährende und wiederholte Denken an wirkliche oder mögliche Wolgadinge werde ich mehr und mehr heimisch an der Wolga. — Ich habe hier einen sehr großen Teil des Romans geschrieben, der von den Ursachen der Auswanderung handelt, die ich auf politische (Franzosenherrschaft, Zerstörung der Pfalz) und religiöse (Schwarmgeisterei, Ursache für die Auswanderung nach dem Süden Rußlands) beschränke.

Tetuan in Marokko, 25.6.31.

Lieber Herr Löbsack.

Ich brauche noch Stoff über das persönliche Leben Heinsbergs an der bolschewikischen Wolga. Seine Rolle wird immer aktiver. Ich will mit Ihnen darüber sprechen, wenn ich voraussichtlich im Oktober nach Berlin komme. Ich habe in Afrika viel geschrieben, und ich denke, es wird Ihnen Freude machen. Aber schreiben Sie bitte fürs erste alles auf, was Ihnen Brauchbares in den Sinn kommt.

Lichterfelde, 23.8.31.

Sehr geschätzter lieber Herr Doktor.

Im allgemeinen erhielt ich von „Rhein und Wolga“ den Eindruck, daß durch Ihre architektonische Spielfreude der Gestalt Heinsberg doch nichts fehlt. Wenn aber manche Sätze etwas schwer und üppig lang erscheinen und das glatte Lesen hemmen, so verlieren sie sich doch bei größerer Perspektive zu dem Turmbau, zumal gar manche Ihrer schönen Lebensweisheiten so natürlich und doch kunstvoll im Tanzen haften, daß sie wie gegossen anmuten. Das gefällt mir sehr. Beim Lesen der Seiten empfand ich von neuem, daß eigentlich nur Sie weltdeutsches Schicksal gestalten können, aber diesmal kam mir erst so recht zum Bewußtsein, daß Ihre Künstlerschaft in der Natur und der Architektonik des geistigen Baues das Wesenhafte Ihrer Gestaltung und Gestaltungsgabe ist, plus humane Lebensironie, die die Freude an der Betrachtung verfeinert, nicht vergrößert (wie bei andern oft).

13.1.32.

Lieber Herr Löbsack.

Ihr schöner Aufsatz in der „Deutschen Post“ ging mir zu. Er ist wirklich schön. Durchaus eigenartig und hat ganz Ihre eigentümliche Sprache. Die Münchener Neuesten brachten einen sehr großen Aufsatz über „Rhein und Wolga“ . . . Sie sind seit dem Erscheinen des Buches merkwürdig still geworden. (Ich will doch hoffen, daß es auf das Buch und nicht auf eine Verschlimmerung Ihres Gesundheitszustandes zurückzuführen ist!) Immerhin: das Quo vadis? ist auch eine echte Einstellung und dem Aufsatz gibt es die Note des liebevollen Besorgtseins. Selbstverständlich verbringt Heinsberg den Krieg in Rußland (es wird für mich nicht leicht sein, da ich ihn ja nicht auf russischer Seite verbrachte). Aber zuerst muß er mir noch, im nächsten Bande „Erfurt und Moskau“, nach Marokko, um bei den Franzosen in der Legion zu dienen. Später, nach dem Kriege, macht er seinen Weg nach Amerika, gleich so vielen Wolgadeutschen, und so wäre ich dann wie in Marokko wieder auf mir bekanntem Boden. Sie dürften beobachtet haben, daß ich nicht so sehr das Auslandsdeutschtum an sich, als unser, der Inländer Verhältnis zum Auslandsdeutschen schildern will; denn das ist eben meines, ich bin im eigenen Bereiche und kann ganz ehrlich sein. Darum der große Anteil der Binnengeschichte Deutschlands an dieser Auslandsdeutschen Geschichte.

Sie schrieben mir vor einiger Zeit, es gäbe eine Grammophonplatte mit Liedern der Kirgisen. Ich kann sie ohne weitere Angaben nicht bekommen. Können Sie mir Näheres sagen? Gibt es noch mehr Russisches? Ich will es alles haben.

Ende dieses Monats komme ich nach Berlin und kann Sie sprechen. — Ich will auch wolgadeutsche Flüchtlinge sehen und sprechen, die vor der Kollektivierung flohen. Wo sind die? Ich erkundige mich gleichzeitig beim Auswärtigen Amt.

Auf Wiedersehen und mit bestem Gruße.

18.2.32.

Lieber Herr Löbsack.

Neuen und freundlichen Dank für die Übersendung der gewissen Tatsächlichkeiten. Dem einen oder andern werde ich nachgehen. An reinen und sachlichen Wissensdingen von der Wolga mangelt es mir ja so sehr, daß ich meine, noch mal nach Rußland gehen zu müssen. Aber wie das unter heutigen Umständen machen? Demnächst werde ich Ihnen noch schreiben, wie ich mir die Führung weiter denke. Augenblicklich stecke ich literarisch im Kaukasus, dem Land der religiösen deutschen Auswanderung. Wissen Sie darüber etwas? Die Kaukasusdeutschen denken, ein wenig hochmütig auf die Wolgadeutschen niederschauend, von diesen nicht vom besten. Rächen sich die Wolgaer? Es erscheint bald schon „Wolga Wolga“ und „Rhein und Wolga“ zusammengefaßt als „Volk auf dem Wege“, erster Band. Nach Berlin kam ich nicht, ich komme aber im Sommer, um die wenigen in Mecklenburg aus der neulichen Auswanderung dort Angesiedelten zu besuchen.

Besten Gruß

Ihr Ponten.

27.4.32.

Lieber Herr Löbsack.

Ihr freundlicher Brief hat mir sehr zu denken gegeben. Trotz Brest-Litowsk beschlossen die Kolonisten dazubleiben, und erst der Hunger hat einen Teil vertrieben? Ausgezeichnet, menschlich und dichterisch! Ein Rallentando durch diese menschlich sympathische Hemmung, die der Epik wohlzutun wird, und im übrigen bleibe ich näher bei der historischen Wahrheit. Das war vorzüglich, Ihr Einwand hat also das Unternehmen zum Bessern gewandt. Mehr solcher! — Wieviele Rußlanddeutsche übrigens werden in Folge von Brest-Litowsk, wieviele nachher in Folge des Hungers Rußland verlassen haben? Bis wie lange war es denn noch möglich, Rußland zu verlassen? Ging das ohne Hilfe einer fremden Macht? Wann machten die Roten das Tor endgültig zu? Wann kamen Sie? Kann man über den Kongreß von Seelmann etwas Ausführlicheres lesen? Ich schreibe jetzt eine große Aussiedelung aus dem überfüllten Bellmann auf die Steppe der Wiesenseite hinaus, die Gründung von „Wiesenbellmann“. Ich glaube, das wird Ihnen gefallen. Ich glaube, auch das Wolgaer Fleisch hat sich dem Ideengerippe angesetzt. Die große Szene, wohl 75 bis 100 Druckseiten, kommt gleich hinter dem Gottesdienst des Anfangs, und Christian Heinsberg lernt, sich im Regieren und Führen zu üben, er, der später ein Volk aus dem Wolga-Nil-Lande nach Deutschland zu führen hat. Ich glaube, Ihre offenen und noch zahlreicheren geheimen Einwände werden verschwinden. Helfen Sie mir bitte, daß ich mehr über die Zeit von 1917 bis 1921 erfahre. Entziehen Sie mir überhaupt nicht Ihre freundliche Hilfe. Die Wolgadeutschen haben schon die verfluchte Pflicht mitzuhelfen, was ich nun Ihnen nicht zu sagen brauche, aber erinnern Sie doch gelegentlich andere daran. Groß wird die Arbeit sein, an die ich mich jetzt zu geben habe . . . Ein Versuch, nochmal an die Wolga zu kommen, mißlang, dafür fahre ich denn in diesem Jahr nach Bessarabien; es mag mir etwas Steppenersatz geben.

31.12.32.

Lieber Herr Löbsack.

Zum neuen Jahre sage ich Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche! Möchte es Ihnen leichtes Leben bringen in diesem schweren Dasein. — Aber ich weiß, Sie sind ungeduldig, etwas anderes zu hören. Ja, die Arbeit schreitet rüstig voran. Die Aussiedlung der Kolonie in die Steppe, die Gründung von Wiesenbellmann ist das eigentlich epische Thema, das mir bisher gefehlt hat. Bisher drohte die Gefahr des bloßen Beschreibens oder gar Reflektierens. B. und R. darf und muß man, doch nur am Epischen und innerhalb des Epischen. Es muß Vom Zug der Handlung getragen werden. Vom Hauptwerk werden dann „Wolga Wolga“ und „Rhein und Wolga“ aufgesogen werden und verschwinden.

28.6.33.

. . . Der Wolgaroman schreitet gewaltig fort. Ich kann Ihnen nächste Woche zweihundert Schreibmaschinenseiten zum Lesen schicken. Machen Sie das dann so:

Machen Sie am Rande, wo Ihnen etwas aufstößt als fehlerhaft oder auch als bemerkenswert richtig, einen kleinen ausradierbaren Bleistiftstrich, und auf beigelegten Blättern bringen Sie bitte unter Nennung der Seitenzahl Ihre Bemerkungen an. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß nicht alles stofflich „richtig“ ist. Wenn es nur poetisch richtig und stofflich und räumlich möglich ist. So habe ich Verhältnisse aus anderen Steppenräumen, aus Cherson und Bessarabien an die Wolga übertragen, dichterisch tut das ja nichts.

Mit bestem Gruß bin ich Ihr P.

Berlin-Steglitz, 17.7.33.

Sehr geschätzter lieber Herr Doktor!

Herzlichen Dank für den Einblick in den neuen Romanteil von „Im Wolgaland“. Erst jetzt begreife ich ganz, warum Sie das Werk anders umbrechen. Der vorliegende Teil, den ich Ihnen heute wieder zurückreiche, sieht fest da wie ein weiter, lichterfüllter Tempelvorhof in das Allerheiligste Heinsbergs und seines Volkes, die Deutschlandweihe. Wenn seinerzeit Heinsbergs Deutschlandfahrt als Impuls der Unruhe, fast eines Verlorenwerdens anmutete, so haben Sie ihm jetzt die Wolgaheimat gegeben und sie dem Leser erschlossen. Nun sieht Heinsberg auf den Beinen, nun ist seine Sehnsucht im Urgrund gezeigt. Und ich gestehe mit großer Herzensfreude — wie kaum wieder seit dem Bekanntwerden mit „Wolga Wolga“, daß die siedlerische Ausrichtung auf den Osten ein gemäldeartiger Entwurf ist, wie wir ihn selber nicht im Entferntesten so groß empfinden können. Aussiedlung war nur eine Fortsetzung des Ackerwecks unter Mühsal und schmerzhafter Ausweitung des Volkskörpers. Ähnlich fast wie die Auswanderung nach Amerika. Geschichtlich gesehen eine Zerreißung und Zersplitterung. Aber dies unser Empfinden stak nur in Enge und Härte. Ihre Darstellung aber hellt das Ganze auf in die Breite, Höhe und Weite. Nun wird Heinsbergs Tragik erst vollständig — durch die gleichzeitige Festgrabung des Volksschicksals in der Kirgisensteppe: Also der Heimattreue und der Unruhe, der Sehnsucht und der steten Aufgestörtheit. Pionier und Wanderer zugleich, tritt Heinsberg jetzt auch im Charakter klarer hervor: hier der Willensmensch, dort der Träumer, hier der Überwinder (Russischlehrer als Schulmeister!), dort der biedere und doch etwas seitwärts verliebte Ehemann. Alle die kleinen Szenen, in denen er handelt, sind ebenso natürlich und durchaus Wolgadeutsch wie die großen Bilder. Sie haben sich wirklich gut eingesponnen und eingefühlt in Heinsbergs Mitte; ich bin, wenn ich ein persönliches Geständnis machen darf, ehrlich erstaunt darüber, und mit dem Heinsberg möchte ich mich wieder versöhnen . . .

Die Volkwerdung [aus der Heinsberg kommt] geschah wohl wenig bewußt und vergeistigt, jedoch in der Straffung zur jederzeit einigen Abwehr gegen die feindliche Umwelt. Gefahr witterte der Einzelne, aber die Gesamtheit ballte sich reflexartig sofort, wenn auch nur einer angegriffen wurde. Es ist eines unserer besten Lebensmerkmale — und ich möchte meinen, daß jene „außergewöhnlichen“ Männer, die Sie einen Bauern verlangen lassen (und sehr trefflich auch in der Zeichnung!), nicht nur wegen der Jugendlichkeit unseres Völkchens noch nicht da waren, wie Sie

hübsch rechtfertigen, sondern weil die Außergewöhnlichkeit verschlissen werden mußte im Kampf mit Natur, Feind, Einsamkeit und Schicksal. Das besagt keineswegs, daß nicht eine große geistige Volksträgheit auch schuld daran war, daß „außergewöhnliche“ Männer fehlten. Im Gegenteil, diese Lässigkeit, nicht Faulheit des Geistes, diese Trägheit, nicht Stumpfheit, die waren immer, und besonders zu Heinsbergs Zeit, der große Kummer unserer Volksführer . . .

Ihre Landschaftszeichnung in dem Buch halte ich für Ihr bisher bestes Werk dieser Art, gerade wegen der herben Einfachheit Ihrer Farben und Menschen, bei doch großem Auftrieb . . .

Ganz, ganz im allgemeinen — mehr weißes Lichtflimmern wünschte ich mir in der Landschaft, jedoch das ist Sache der zunftgemäßen Kritik.

Neben Ihnen steht kein Meister in unserer Wolgasteppe, auch kein russischer. Sie haben den Winkel entdeckt. Mein innigster Wunsch für Sie ist, daß Ihnen das ganze Werk gelingt. Der Entdecker steppendeutschen Ackergeistes und seiner Tragik in Festgrabung und Weltunruhe schlechthin muß auch sein erster Künstler werden.

Nun werden Sie wieder milde lächeln über meine „Platzanweisung“ für Sie in der auslandsdeutschen Volksliteratur, aber nehmen Sie es nur als nichts weiter, denn die erdewachsene Einsicht: Ponten ist der gegebene Gestalter außendeutscher Pioniertragik. Vielleicht braucht er noch zehn bis fünfzehn Jahre bis zur Vollendung, aber er ist es. Bewahre ihn uns der Weltgeist!

Mit herzlichem Gruß

Ihr Löbsack.

Deutsche Post aus dem Osten, Nr. 5 vom Mai 1940, S. 3-8.